



Die hohen Gipfel des Torres-del-Paine-Massivs und der mächtige Grey-Gletscher prägen das Südliche Patagonische Eisfeld.

MARC VORSATZ

Nirgendwo ist auch ein Ort

Ist Patagonien, die eisige Südspitze des amerikanischen Kontinents, das Ende der Welt? Eine Trekking-Reise auf den Spuren von Charles Darwin, William Henry Hudson, Bruce Chatwin und Paul Theroux. VON MARC VORSATZ

Nichts geht mehr, wir stecken fest an einer sanften Steigung. Und mit uns eine Handvoll anderer Fahrzeuge ohne Allradantrieb. Ein bedrohlicher Himmel hat sich schwarzgrau über die argentinische Steppe gelegt, all seine Tore geöffnet und die lehmige Strasse in eine ockerfarbene Schlammplatte verwandelt. Eisig peitscht antarktischer Wind gegen die Scheiben des Minibusses. Wir sollen aussteigen – zu schwer, meint der Fahrer achselzuckend. So stehen wir nun verloren in dieser unsäglich Einöde.

Sollten sie am Ende doch alle recht behalten, die legendären Entdeckungsreisenden wie Ferdinand Magellan oder Charles Darwin und die Schriftsteller aus jüngerer Vergangenheit? Die, die Patagonien selbst bereisten wie der Brite Bruce Chatwin und der Amerikaner Paul Theroux, und die, die ihre Romanhelden dorthin verfrachteten? Edgar Allan Poe oder Herman Melville etwa. Für Chatwin stand jedenfalls fest: Seit der Entdeckung durch Magellan anno 1520 war Patagonien das Land der schwarzen Nebel und Wirbelwinde am Ende der bewohnten Welt. Eine Meta-

pher für das Äusserste, den Punkt, über den man nicht hinausgehen konnte. In Melvilles Roman «Moby-Dick» steht Patagonien für das Ungeheuerliche und verhängnisvoll Verführerische, für die «unnennbaren und unentrinnbaren Gefahren, die dort lauern, dazu noch die tausend Wunder, die Patagonien für Auge und Ohr bereithält». Wegen einiger dieser tausend Wunder sind wir von weit her gekommen und scheinen nun an genau dem Punkt zu sein, über den man nicht hinauskommt.

Überbleibsel eines Eisschildes

Dabei hat unser Trekking-Abenteurer eine Woche zuvor unter Bilderbuchbedingungen begonnen. Mit makellosem Himmel und satter Sonne, einem moderaten Wind vom Westpazifik, dazu frühlingshaften Temperaturen mit ein paar Grad über null. Einfach perfekt. Auf dem Weg in den kalten Süden haben wir uns in prächtigen Südbuchenwäldern warmgelaufen und schliesslich eine der unbekanntesten Gegenden Patagoniens gestreift: den Nationalpark Laguna San Rafael mit dem Campo de Hielo Norte, dem Nördlichen Patagonischen Eisfeld. 120 mal 60 Kilometer misst dieser Panzer noch. Er ist ein Überbleibsel des Patagonischen Eisschildes, der vor rund 20 000 Jahren das ganze Land bedeckte. Majestätisch ragt der 4058 Meter hohe Gipfel des Cerro San Valentín in den klirrend kalten, klaren Himmel.

Später wanderten wir an den einsamen Ufern des grünlich schimmernden Lago Leones. Was will man mehr? Vielleicht noch eine gewaltige Granitformation, die in den See zu fließen scheint? Als Bühne für ein Fotoshooting der besonderen Art? Ja, sie gibt es dort. Oder eine noch viel gewaltigere Gletscherwand? Eine, die direkt hinter dieser Naturbühne 60 Meter senkrecht in die Höhe ragt und in ihren Spalten ein betörend blaues Licht zaubert? Sie ist dort. Kathedralen aus Eis, die hin und wieder tosend in den See krachen? Nach einer halben Stunde ein erster Donner-

«In Patagonien muss man zwischen dem Winzigen und dem Weiten wählen.»

William Henry Hudson
Argentinisch-britischer Schriftsteller
und Naturforscher

schlag. Vielleicht noch ein Kondor, ruhige Kreise am Himmel ziehend? Es waren sogar zwei.

Anderntags folgten wir den tief in den Stein geschnittenen Canyons des Arroyo San Lorenzo, deren Flanken über die Jahrhunderte ein dichter Urwald überwucherte. Ein Picknick auf 1000 Höhenmetern bei der alten Holzhütte, die der Erstbesteiger des San Lorenzo, Pater Agostini, im Jahre 1943 in den Wald gezimmert hatte. Hin und wieder riss ein böiger Wind die Wolkenfetzen auseinander und gab den Blick auf die schneebedeckten Türme des 3705 Meter hohen Berges frei.

Ein ganz anderes Bild bot dagegen der lieblich dahinfließende Río Ibáñez, der recht wenig Wasser führte, was das Ganze nur noch surrealer machte. Kahle Baumstümpfe ragen aus einem Flussbett voller Kieselsteine und brauner schlammiger Asche. Letztere stammt aus dem Stratovulkan Hudson, der 2011 das letzte Mal Dampf und Asche spuckte. Der Hydrograf Francisco Hudson Cárdenas stand Pate für den Namen.

Mit dem Namen Hudson sollte man vorsichtig sein in Patagonien. Es gibt

deren einige. Henry Hudson, der berühmte britische Seefahrer, war jedenfalls nie so weit im Süden. Dafür aber William Henry Hudson alias Guillermo Enrique Hudson. Der in Europa kaum bekannte argentinische Nationaldichter wuchs in Patagonien auf, siedelte 1874 nach London über und litt zeitlebens unter Heimweh. Er war der erklärte Lieblingsautor von Ernest Hemingway, und Joseph Conrad verehrte ihn im höchsten Masse als seinen Geistes- und Seelenverwandten. Nachvollziehbar. Seine düster melancholischen Liebeserklärungen an die alte Heimat sind unerreicht in ihrer fast schmerzenden Intensität. Über 114 Jahre dauerte es, bis sein Roman «Müsstige Tage in Patagonien» 2007 erstmals auch in deutscher Sprache verlegt wurde.

Nun, zurück in der Gegenwart, harren wir also verloren der Dinge im Schlamm. Irgendwo im Nirgendwo, bis auf die Knochen durchweicht und durchgefroren. Unser Bus steckt fest, und vom Südpolarmeer fegt ein eisiger Wind über die düstere Einöde. Ein Bild, das sich ins Gedächtnis frisst. «Die Landschaft machte einen trostlosen Eindruck, aber es war nicht zu leugnen, dass sie lesbare Züge hatte», notierte Hudson einst. «Das war eine Entdeckung – ihr Anblick. Ich dachte: Nirgendwo ist auch ein Ort.» Man dürfe nichts suchen dort, nur fühlen und sich davon anrühren lassen, so Hudson. Der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges dazu: «Man findet dort nichts. Es gibt nichts in Patagonien. Deshalb gefiel es Hudson. Man wird feststellen, dass Menschen in seinen Büchern nicht vorkommen.» Anderthalb Jahrhunderte zuvor hatte sich schon Darwin mit diesem patagonischen Paradoxon beschäftigt. «Warum hat sich dann, und das geht nicht nur mir so, diese dürre Einöde so tief in mein Gedächtnis eingegraben?»

Bei der fünftägigen Umrundung des Torres-del-Paine-Massivs, dem krönenden Abschluss der Trekkingtour, bleibt dem Wanderer viel Zeit, eigene Fragen

und Antworten zu finden, mit Klischees zu brechen oder andere zu zementieren.

Auf der leichten Wanderung zum Dickson Lake am Río Paine zeigt sich Patagonien abermals von seiner lieblicheren Seite. Chilenische Feuerbüsche, Rhabarberähnliche Nalca-Pflanzen und knochige Lenga-Südbuchen säumen die Hügel. Hin und wieder sorgen rote Chilenische Zwergscheinbeeren oder die blutroten Glocken der Schildblume für Akzente. Ohne ihre Signalfarben würden sie vermutlich untergehen. «Winzige Blüten in endloser Weite; um hier zu leben, musste man Miniaturmaler sein oder sich für unermessliche leere Weiten interessieren», bemerkt Hudson. «In Patagonien muss man zwischen dem Winzigen und dem Weiten wählen.» Der Gletschersee Lago Dickson hat diese Weite, und das ihn umragende Paine-Massiv sowieso. Ein patagonisches Gemälde par excellence.

Der antarktische Wind

Allzu zimperlich sollte man bei der Königsetappe der Tour nicht sein. Die 900 Höhenmeter bis zum John-Gardner-Pass an sich wären nicht die Herausforderung. Es sind Schnee und Eis, die vor allem den Schwächeren in der Gruppe zu schaffen machen. Schwarze Wolken legen sich bleiern auf Sinn und Verstand, und der antarktische Wind geht durch Mark und Bein, ist oben auf dem Kamm kaum zu ertragen. Einen kurzen Moment harrt trotzdem jeder aus. So eindrücklich ist der Blick zurück ins Tal und nach vorn. Uns zu Füßen liegt der Grey-Gletscher in einem Bett aus Stein.

Im Windschatten steigen wir bergab. Der Himmel reißt auf, und alle düsteren Gedanken sind passé. Wie sagte doch schon Paul Theroux? «Patagonien verheißt ein anderes Klima, einen Stimmungswandel und die vollständige Freiheit des Wanderns.»

Das beschriebene Trekking «Granit und Eis» bietet der deutsche Veranstalter Hauser Exkursionen an, der diese Reise unterstützte.



1 Nationalpark Laguna San Rafael

2 Nationalpark Torres del Paine

1000 Kilometer

NZZ-Infografik/eff.